

Das Arrangieren fremder Kompositionen hatte lange einen schlechten Ruf. Minderoriginelle Musiker schmückten sich, so hiess es, mit fremden Federn bzw. Tantiemen, ausserdem sei es ein Eingriff ins Werk. Gewiss, so lässt sich anfügen, ist nicht alles beliebig arrangierbar, und der Wert des Originals sollte unangetastet bleiben. Dennoch gibt es gute Gründe für solche Bearbeitungen. Der landläufigste ist der Mangel an bedeutenden Werken, unter dem gewisse Besetzungen leiden. Wer nicht nur neue Kompositionen spielen will, greift dann halt gern zur Transkription und überträgt die Noten einfach vom einen auf ein anderes Instrument. Das klingt so selbstverständlich. Dahinter aber steckt ein kulturell viel gewichtigerer Prozess, der nämlich einer Aneignung. Wer bearbeitet, arbeitet sich eben auch durch das Werk hindurch. Er muss die Struktur durchschauen, um sie danach adäquat neu einkleiden zu können.

Er muss sich die Musik aneignen, um sich damit bewegen zu können. In den Zeit vor der Schallplatte gehörte das zu den grundlegenden Möglichkeiten, Musik überhaupt kennenzulernen. Opern wurden im Klavierauszug studiert bzw. erspielt, Sinfonien in der Version zu vier Händen, und daneben gab es die seltsamsten Transkriptionen. Dass eine Arie aus der «Zauberflöte» vielleicht in einer Version für Pikkolo und Kontrabass auf dem Markt erschien oder «La Traviata» von einem Balalaikaorchester aufgeführt wurde, ist Teil dieser Aneignung. Man sollte es nicht zu hoch bewerten, aber es bildet eine Basis des Musiklebens. Und genau aus diesem Gründen hat auch dieses Programm seine tiefe Berechtigung. Es zeigt verschiedene Facetten des Arrangierens.

Die Kunst des Arrangements